

- 29.) Joseph Lenz, S. 147, im Artikel „Die Personwürde des Menschen bei Thomas von Aquin“ im *Philos. Jahrbuch der Görresgesellschaft*, 1936.
- 30.) Franz Kaxinger S. J. „Menschliches Freiheitsbewußtsein“. Innsbruck, 1926. S. 37.
- 31.) ebd. S. 38.
- 32.) Thomas „Contra gentiles“ III, c. 88.
- 33.) „Die philosophische Grundlegung der katholischen Sittenlehre“. 1938, S. 365.
- 34.) ebd. S. 358.
- 35.) ebd. S. 363.
- 36.) „Gesetz und Freiheit“, 1930, S. 32.
- 37.) ebd. S. 33.
- 38.) Thomas, *Summa Theologiae* I, II, quae 106, Uebersetzt bei Quervain, S. 109.
- 39.) Thomas „Contra gentilis“ III, 128, bei Quervain, S. 110.
- 40.) Vgl. Quervain, S. 112.
- 41.) Vgl. Brunner „Mensch und Gott“, S. 82.
- 42.) ebd. S. 55.
- 43.) „Die idealistische Philosophie und das Christentum“, 1926, S. 11.
- 44.) Im einzelnen zeigt das sehr überzeugend Karl Loewith „Von Hegel bis Nietzsche“. Europa Verlag, 1941.

Die Unregelmäßigkeit in der Setzung der Akzente bei den griechischen Wörtern hängt mit drucktechnischen Schwierigkeiten zusammen!

Dr. E. Fülling.

Der Anknüpfungspunkt.

In der Baseler „Theologischen Zeitschrift“ 1946, S. 401 ff finden wir einen Aufsatz von Bultmann über „Anknüpfung und Widerspruch“. Er mag uns anregen, ein wichtiges Problem unseres Predigtberufes etwas näher ins Auge zu fassen.

Der christliche Glaube ist nach Bultmann kein „Phänomen der Religion“, zumal wenn man Religion als „Phänomen des menschlichen Geisteslebens“ versteht. Hat diese trockene Feststellung etwas mit meiner „Dorfkanzel“ zu tun? Jawohl! Denn wenn der Glaube ein „Phänomen der Religion“ und damit also ein „Phänomen des menschlichen Geisteslebens“ wäre, dann brauchte ich bei meiner Predigt nur von dem auszugehen, was da so an religiösem Denken, Fühlen, Wollen bei meinen Bauern vorhanden ist. Die Frage nach der Anknüpfung wäre kein Problem, denn als Prediger wäre ich der Mann, der dieser Bauern „Gedanken über die Gottheit läutert und weitersührt, ihre Bräuche reinigt, ihre Lebensführung auf eine höhere Stufe leitet u. dgl. Es kann sich dann nur jeweils um die praktische Frage handeln, wie das zu machen sei.“ (Ein Kommilitone sagte mir einst, nur Bauernsprößlinge können Bauern predigen. Das „Wie“ läge also garnicht so einfach, auch wenn der Glaube ein „Phänomen der Religion“ wäre).

Nun ist aber Glaube nicht ein „Phänomen der Religion“, sondern

„die Antwort auf die in einer bestimmten Offenbarung Gottes erklingende Frage an den Menschen... Keine Blüte im Garten des menschlichen Geistes, sondern eine fremde Pflanze, von jenseits her in die menschliche Welt gebracht, und nur so und nur deshalb eine Haltung, die uns mit der jenseitigen Welt Gottes verbindet“.

Mit der Anknüpfung scheint es da aus zu sein. Es gibt nur Widerspruch. Nun kann auch der Städter, gerade er, die Dorfkanzel besteigen. Doch gemacht! Es gibt nämlich doch eine Anknüpfung: „Gerade im Widerspruch wird in paradoxer Weise der Anknüpfungspunkt geschaffen, oder besser: aufgedeckt. Einen Widerspruch gibt es nur, wo ein Verhältnis besteht, und ein verkehrtes Verhältnis ist auch ein Verhältnis... Der Mensch, den Gottes Widerspruch trifft, ist der Mensch, der sich in den Widerspruch zu Gott gestellt hat und der dadurch sich selbst verloren hat. Gottes Widerspruch ruft ihn zu sich selbst zurück, zu dem, des er eigentlich ist. Sein Selbst kann man nie verlieren... Die Bestimmung zum Selbst ist unverlierbar und bleibt im Menschen ständig wirksam als die ihn ständig (bewußt oder unbewußt, eingestanden oder verdrängt) bewegende Frage nach dem, was er eigentlich ist.“ Diese Frage nun, die Frage nach des Menschen „Eigentlichkeit“ ist der Anknüpfungspunkt für Gottes Wort. Da eben diese Frage aber dem Widerspruch zu Gott entspringt, „läßt sich sagen: Der Widerspruch des Menschen gegen Gott ist der Anknüpfungspunkt für den Widerspruch Gottes gegen ihn. Die Sünde des Menschen ist der Anknüpfungspunkt für das widersprechende Wort von der Gnade. Da aber die Sünde nicht einen Teil des Menschen betrifft, sondern den Menschen als Ganzes, kann man sagen: Der Mensch in seiner Existenz als Ganzer, ist der Anknüpfungspunkt.“

Ist es aber so, dann stehe ich an demselben Punkt wie der harmlose Missionar, der den Glauben als „Phänomen der Religion“ versteht, und der darum unbefangen „an die Formen und Gehalte des religiösen Lebens der heidnischen Völker anknüpft“, wobei es sich dann nur jeweils um die praktische Frage handelt, „wie das zu machen sei“. Das „nur“ fließt dem Schreibtischmann gar leicht aus der Feder, dem Mann auf der Kanzel aber macht es zu schaffen. Gerade dann, wenn er nicht „eine Blüte des menschlichen Geistes“, sondern „die fremde Pflanze“ im Seelen- oder Seinsgarten seiner Bauern sehen möchte. Denn wohl trifft Gottes Wort den Menschen immer in seiner ganzen Existenz, aber „die menschliche Existenz erscheint dem menschlichen Verkündiger immer in konkreter historischer Gestalt... Es ist sinnlos das Wort Gottes überall in gleicher Form zu verkündigen. Wie es fremdsprachigen Völkern in ihrer Sprache gepredigt werden muß, so muß es überhaupt (nur im Grunde jedem einzelnen Menschen) übersetzt werden in die jeweils dem Menschen verständliche Sprache. Gerade der Widerspruch muß ja als Widerspruch verstanden werden, nicht als etwar Sinnloses ans Ohr klingen. Das bedeutet aber: Die Sprache des Menschen ist der Anknüpfungspunkt für das vom menschlichen Verkündiger gesprochene Wort Gottes, genauer: die Gestalt in der sich jeweils das Existenzverständnis des Menschen ausgeprägt hat...

also in besonderer Weise seine Religion, sein Gottesbegriff, seine Ethik, seine Philosophie. Es wäre sinnlos und verantwortungslos, wollte der Verkündiger ignorieren, daß das Selbstverständnis des Menschen sehr verschieden gestaltet sein kann: daß es naiv oder reflektiert, dogmatisch starr oder labil und bewegt sein kann, leichtfertig oder ernst; daß der Mensch für die Frage seiner Existenz verschlossen oder durch sie erregt sein kann.“ Aber — man höre! — Das gilt nur für den Verkündiger, nicht für Gott! „Gott hat keine Anknüpfungspunkte im Menschen... Aber wir sind nicht Gott und haben nicht Wunder zu tun, sondern wir sind Menschen und haben verantwortungsbewußt und gewissenhaft nach den Möglichkeiten zu fragen, die unserer Arbeit Raum geben.“

Daß Gott keinen Anknüpfungspunkt im Menschen haben soll, überrascht. Wurde nicht oben gesagt, die Sünde sei der Anknüpfungspunkt für das Wort der Gnade? Und dieses Wort der Gnade — kann es nicht Gottes Wort werden, auch wenn es von meinen sündigen Lippen kommt? Wo fällt es denn hin, das gnädige Gotteswort? Bleibt es ewig wie ein baumelndes Schiffstau über dem Hörenden hängen? Auch dem Prediger „steht der Ernste nicht näher als der Leichtfertige“, aber wenn wir „im ganz simplen Sinn nach dem Anknüpfungspunkt für unsere Verkündigung fragen“, dürfen wir es dann nicht tun in der Hoffnung, daß Gott einen Knoten knüpfen möge, daß eine Verbindung entstehe zwischen ihm und den Hö:ern, eine Verbindung, die darin besteht, daß sie ihren Widerspruch aufgebend, daß sie das baumelnde Tau ergreifen und nicht wieder loslassen, bis „der Tag“ ihre Hände entkrampfen wird und sie sie freudig aufheben zum Dankgebet vor dem Thron des Herrn?

Es ist also wesentlich mehr als eine bloß „praktische Frage“, wenn ich als einer, der die frohe Botschaft auf der Kolonie zu verkünden hat, darüber nachdenke, „wie das zu machen sei.“ Nachdem Bultmann nun immerhin das gute Gewissen zum „Anknüpfen“ gegeben hat, verstehe ich nicht recht, warum er's „überraschend“ findet, daß Paulus an die Stoa, die Mysterienreligion, die Gnosis anknüpfte. Uns Landpastoren überrascht das durchaus nicht. Höchstens bedauern wir, daß der Apostel ausschließlich den Städtern predigte und schrieb; denn wir sind überzeugt, daß er unter Bauern an ähnliche Dinge angeknüpft hätte als sein Meister und Herr. Auf jeden Fall habe ich mich unter meinen riograndenser Bauern genau so ernsthaft nach Anknüpfungspunkten umgesehen, wie Paulus das unter seinen Korinthern tat. Und das umso mehr, als ich ein Städter und hierzulande nicht daheim bin. Und zwar ist mir das aufgegeben, nicht weil ich kein Wundertäter bin, sondern weil ich hoffen darf, daß Gott meine Anknüpfungspunkte zu Seinen machen kann und will — sind sie mir doch von niemand anders als von ihm gegeben! Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Ich predige den Bauern dieses Landes. Die haben alles Wesentliche mit allen Bauern aller Welt gemein; ihr Leben ist eingespannt in den lebendigen Rahmen von Saat und Ernte, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Die Schöpfung ist ihnen nicht Forschungs- oder Kunstgegenstand oder Wochenendaufenthalt, sondern Arbeitsplatz. Geben und

Nehmen. Der Begriff der Nachbarschaft ist ihnen nicht erst aus Raabe bekannt. Geburt und Tod tragen andere Akzente als in der Stadt.

Aber nun keine Wald- und Feld- und Wiesentheologie! denn „der Widerspruch der Menschen gegen Gott ist der Anknüpfungspunkt für den Widerspruch Gottes gegen ihn“. Wohl geht der Bauer gleichsam als Gottes Mitarbeiter hinter dem Pfluge her. Aber setzt er nicht an die Stelle lebendiger Anerkennung des Schöpfers die unlebendige Hinnahme des fatalistischen „Es kommt alles, wie es kommt?“ Dankt er dem, der seine Furchen fruchtet? Steht sein Tun und Drachten in irgend einer Beziehung zu dem, der am Kreuze für ihn starb?

„Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen“. Aber wird der „getreue Nachbar“ etwa als Geschenk auf die vierte Bitte hin verstanden? Beruht das Nachbarschaftsverhältnis nicht fast ausschließlich auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit? Dürftliche Nachbarn verfeindet — wo gibt es etwas so Verframpftes, Festgefahrenes, aller Hoffnung Bares? Wo dämmert da eine Ahnung, daß der Nachbar ein Mensch ist, für den Christus sein Blut vergoß?

Prächtig, daß wir noch Gegenden haben, wo es selbstverständlich ist, daß man sechs und acht und mehr Kinder aufzieht. Aber wird es nicht immer seltener, daß unser Familienregisterformular sich als zu klein erweist? Was man in einem Sterbehause empfindet, — wer will es sagen? „Alle Menschen müssen sterben“ — sagen wir zuviel, wenn wir vermuten, daß das Lied hier bei den meisten Bauern abbricht? Wer singt weiter bis zum „Genesen zu der großen Herrlichkeit“? Soviel Schutt ist da wegzuräumen, daß man wahrhaftig nicht nur zu Allerseelen vom Tode reden darf.

Das etwa wäre es, was unsere Bauern mit allen Bauern aller Welt gemeinsam haben. Aber gilt es nicht noch allerlei Besonderheiten ins Auge zu fassen, auf die hin unsere Gemeinden hier im Unterschied zu anderen anzureden wären?

Der Bauer hat wenig Sinn für Geschichte. Ich habe Leute vor mir, die ihre eigene Geschichte nicht kennen. Ist das belanglos? Was darf ich erwarten, wenn ich die Geschichte Israels erwähne? Wenn ich sage, daß Gott mit diesem Volk eine „Geschichte“ gehabt hat? Ich werde mich natürlich bemühen, das anders zu sagen oder — schweigen.

Ich habe Menschen vor mir, die nie eine politische Katastrophe erlebt haben. Was mag in ihnen klingen, wenn sie die Worte der Propheten vom Altar her vernehmen?

Doch wissen diese Menschen alle, daß einmal in der Geschichte ihrer Familie etwas Bedeutsames geschah: Als der Urgroßvater seine sieben Sachen in eine Kiste packte und übers Meer fuhr. Der Ausbruch Abrahams aus Haran ist leicht lebendig zu machen. Aber nun der Unterschied: Den rief Gott! Der ging „in ein Land, das Ich dir zeigen will“. Da war also etwas anderes. So sind wir wohl überhaupt anders als die Menschen in der Bibel.

Es wäre noch manches zu sagen. Aber es muß ja nicht alles gesagt werden. Wenn man sich nur bemüht, nicht ins Blaue hinein zu reden, sondern da hinein, wo unsere Hörer ihr Besonderes haben. Denn Gott packt uns gerne da, wo wir anders sind als andere Leute. P. Warnke